

# Die Flagge von Fort Sumter.

Die interessanteste Reliquie aus dem Bürgerkrieg ist wohl die Flagge von Fort Sumter. Sie befindet sich nicht unter den alten Kriegsfahnen, welche seit dem Schlusse des Bürgerkrieges 1865 im Kriegsministerium aufbewahrt werden, ist aber gleichwohl in guten Händen. Sie wird, neben einer anderen von Fort Sumter stammenden Fahne, von der in Washington, D. C., lebenden Wittwe des Brevet-Generalmajors Anderson, des Helden von Fort Sumter, aufbewahrt und hat ihren Platz in einem Sicherheitsgewölbe.

Mit der Beschießung des Forts Sumter bei Charleston, S. C., seitens konföderierter Artillerie unter General



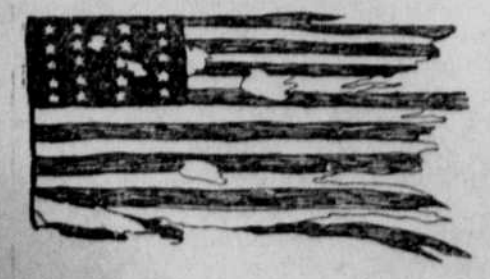
Fort Sumter vor dem Bombardement.

Beauregard und der Uebergabe dieser Befestigung durch Major Anderson von der Bundesarmee am 14. April 1861 begann bekanntlich der Bürgerkrieg. Anderson war von dem naheliegenden Fort Moultrie, das er ursprünglich besetzt hielt, mit seiner Schaar von etwas über 100 Mann bei Nacht und Nebel auf das Fort Sumter übergeführt, um dieses wichtige Bollwerk für die Regierung der Ver. Staaten zu retten. Er hatte damals zwei Flaggen, eine sogenannte Garnisonfahne und eine Sturmflagge, von Fort Moultrie mitgenommen. Die erstere, eine feine Fahne, war zum Gebrauch bei schönem Wetter bestimmt, während die andere aus grobem, hartem „Bunting“ hergestellt war, um Sturm und Wetter an der Meeresküste trotz bieten zu können. Diese beiden Flaggen befinden sich in Verwahrung bei Frau Andersons; die berühmte „Flagge von Fort Sumter“, von der Eingang der Rede war, ist jedoch die Sturmflagge. Ihre Verwahrung veranlaßt sie zunächst dem einen Umstände, daß während der Beschießung des Forts, 12. bis 14. April 1861, schlechtes Wetter herrschte und sie deshalb in Verwahrung war, und sodann dem Heldenmuthe, mit dem Major Anderson und seine Mannen das Fort verteidigten.

Die 15 Fuß lange und 10 Fuß breite, nicht gerade sehr schöne Flagge ist zerlöhrt und zerfetzt. Ihre Farben haben sich aber noch erhalten. Schon am ersten Tage der Beschießung wurde die Fahnenstange siebenmal von feindlichen Geschossen getroffen. Am Morgen wurden mehrere Schiffe der Union außerhalb der Barre bemerkt, und es wurde der Befehl gegeben, die Fahne zur Begrüßung der besetzten Fahrzeuge zu senden. Der Salut wurde von den Schiffen erwidert; als jedoch die Flagge nach der dritten Begrüßung wieder gehißt wurde, barst eine feindliche Bombe nahe der Fahnenstange und zertrümmerte das Zugtau. Der abgerissene Theil des Zugseiles war nun derart mit der Fahne verbunden, daß dieselbe hätte herunter fallen müssen, hätte nicht das Ende des Taues in der zerplitterten Fahnenstange sich verfangen und die Flagge in der Höhe erhalten.

In dieser Lage blieb die Fahne während einer langen Nacht mit heftigem Bombardement und lebhafter Illumination, so daß Major Anderson später sagte: „Gott, der Allmächtige, nagelte die Flagge an den Mast, so daß ich sie nicht hätte herunterziehen können, wenn ich es versucht hätte.“

Am Morgen des zweiten Tages wurde die Fahnenstange zwei Mal getroffen, ein dritter Treffer um 1 Uhr Mittags brachte sie zu Fall. Unversehrt brachte Lieutenant Hall die Flagge in Sicherheit, und sobald sie an einem temporären Mast befestigt werden konnte, wurde sie auf der Brustwehr wieder gehißt. Am dritten Tage erfolgte dann, wie bereits angegeben, die Uebergabe des Forts, nachdem, wie Major Anderson in seinem Berichte



Das Flaggenstück.

ausgeführt, die Quartiere verbrannt, die Hauptthore vom Feuer zerstört, die Mauern schwer beschädigt, die Magazine von Flammen umgeben, die Thüren von der Wirkung der Hitze geschlossen waren, und nachdem nur noch vier Fässer und drei Patronen Pulver zur Verfügung standen und außer Schweinefleisch, keine Vorräte mehr vorhanden waren. Die kleine tapfere Garnison erhielt freien Abzug und marschierte aus dem Fort mit fliegenden Fahnen und unter Trommelwirbel. Sie nahen ihr Privatvermögen und das Eigentum der Kompanie mit und die

Flagge wurde mit 25 Kanonenschüssen salutirt.

Nach der Uebergabe des Forts reichte Major Anderson an das Kriegsdepartement die gewöhnliche Inventur des Garnisonbestandes ein, in der auch die beiden Flaggen verzeichnet waren. Der Kriegssekretär aber sandte dieselben an Anderson zurück mit der Bemerkung, daß die Fahnen keine bessere Verwahrung erhalten könnten, als wenn sie dem Manne übergeben würden, der sie so tapfer verteidigt. Die beiden Flaggen wurden darauf in einer starken Kiste plazirt und blieben vier Jahre in den Sicherheitsgewölben der Metropolitan-Bank zu New York.

Erst im Jahre 1865 kam die Flagge wieder zum Vorschein. Sie wurde am vierten Jahrestage der Kapitulation des Forts Sumter von dem nunmehrigen Generalmajor Anderson dort wieder gehißt. Als die Fahne Anderson hierbei überreicht wurde und dieser sie in die Höhe zog, wurde lebhaftes Durraufhören laut, und Thränen traten in die Augen der Anwesenden. Die Festrede hielt der berühmte Kanzleireder Henry Ward Beecher. Zum Schlusse der Gedenkfeier wurde die Flagge durch 100 von Fort Sumter abgefeuerte Kanonenschüsse salutirt, während von jeder der das Fort umgebenden Batterien, die vier Jahre vorher auf die Fahne geschossen hatten, ein Nationalsalut abgegeben wurde.

Vor dem in 1871 erfolgten Tode Andersons figurirte die Flagge dann noch bei verschiedenen feierlichen Gelegenheiten; beim Begräbniß ihres Verheirateten in West Point, N. Y., aber diente sie als Bahrtuch.

Seit dem Ableben ihres Gatten hat sich Frau Anderson nur einmal von der Flagge getrennt, und das war, als die alten Anderson-Knaben von New York sie in 1895 mit nach Fort Sumter nahmen, um das Wiedererhalten derselben im Jahre 1895 zu begehren.

Die alle wichtigen Reliquien des Bürgerkrieges, ist auch die Flagge von Fort Sumter nicht ohne Attanden geblieben. Mehrere unechte Fahnen oder Theile von solchen sind unter dem Namen „Flagge von Fort Sumter“ im Lande aufgetaucht. Es kann indeß über die Identität der in Verwahrung bei Frau Andersons befindlichen Fahne mit jener berühmten Flagge von Fort Sumter kein Zweifel bestehen. Ueber den Verbleib der Fahne, von der Zeit ihrer Perennierung in Fort Sumter am 14. April 1861 bis zu ihrer Ueberweisung an Major Anderson durch das Kriegsdepartement und die Unterbringung der Flagge seitens Andersons in einem New Yorker Sicherheitsgewölbe, befindet sich in den Händen Frau Andersons ein vollständiger, überflüssiger Bericht. Seitdem aber wurde die Fahne so selten benützt, daß sie keinen Augenblick außer Sicht kommen konnte.

## Aus Grants Bräutigamsbrief.

Als Grant noch Lieutenant war, befand er sich eines Nachmittags mit seiner Braut, Fräulein Dent, am Mississippi-Ufer. Beide waren zu Pferde und unternahmen einen ihrer gewöhnlichen Ausritte. Daran war nun nichts Besonderes gewesen, wenn nicht der Mississippi auf dem Höhepunkt einer seiner Frühjahrshochfluthen, wenn auch seiner feiner verhängnisvollsten, gestanden hätte. Zu solchen Zeiten unterwirft die reichende Strömung vielfach die Uferbänke, und nicht selten führt dies zu mehr oder weniger ausgedehnten Einstürzen.

Auf solchem gefährlichen Grunde ritt das Paar unmittelbar am Strome entlang dahin. Das Land ragte nur wenige Fuß aus den empörten Fluthen empor, und Fräulein Dent befand sich dem Wasser zunächst.

Da plötzlich begann das Pferd von Grants Braut einzusinken. Die Erde hatte unter seinen Hufschlägen nachgegeben. Das Weitere vollzog sich blitzschnell, und Grant, welcher dicht neben der Dame ritt, sah alsbald das Pferd derselben in den Abgrund hinabstürzen.

In diesem Augenblick zeigten sich Gießesgegenwart und Reitskunst des jungen Veuilants in glänzendem Lichte. Ohne dem Schreden irgend welchen Spielraum zu geben, ohne auch nur eine Sekunde zu verlieren, ohne irgendwie an sich selbst zu denken, schlang er den rechten Arm um Fräulein Dents Taille und zog sie zu sich hinauf—im selben Moment schon verließ ihr Pferd in dem stürzenden trübenden Wasserwirbel, welcher wild über die ehemalige Uferstelle wogte.

Zum Glück hatte sich die Erde gerade zwischen den beiden Pferden gespalten, so daß Grants Roß noch auf festem Boden blieb—um Haarebreite! Die Dame mit dem einen Arm festhaltend, gab Grant seinem Thiere die Sporen und in einer Sekunde war er auf völlig festem Boden, wo er seine theure Last lachte zur Erde gleiten ließ. Das Alles geschah ohne irgend ein Wort von seiner Seite und ohne einen Schrei der Dame, die halb ohnmächtig war, sich jedoch bald wieder erhob. Als er zurück eilte, um vielleicht noch ihr Pferd zu retten, ergriff sie die Zügel des feinsten und hand auserlich so gefaßt da, als ob nichts Ungewöhnliches vorgefallen wäre.

Ihr Pferd aber schien verschwunden. Grant gab die Hoffnung jedoch nicht so schnell auf. Stromabwärts eilend, rief er einen Bootsmann an, und dieser fand wirklich eine Strecke unterhalb das Pferd unter Treibholz und Trümmern schwimmend. Er landete das Thier dort, wo es ohne Schwierigkeit die Uferböschung erklimmen konnte. So wurde auch das treue Thier glücklich geborgen.



Sheridans Ritt.

Der Unions-General Sheridan erhielt im Spätkommer des Jahres 1864 den Auftrag, den konföderierten-General Early mit seinem Heere aus dem Shenandoah-Thale, Va., zu vertreiben, wo aus die Südliden Streifzüge und Brandschajungen bis nach Pennsylvania hinein unternahmen. Sheridan schlug Early am 19. September am Opequan Creek und am 22. September bei Fishers Hill und fand mit seiner Armee bei Cedar Creek, als er am 12. Oktober zu einer Verathung mit dem Generalstabschef Halleck nach Washington, D. C., beordert wurde. Wright blieb im Kommando der Armee zurück.

Die Abwesenheit Sheridans wollte sich nun Early zu Nuge machen und den Feind womöglich übersehen. Gordon sollte die linke Flanke der Konföderierten anführen.



Sheridans Ritt.

lichen umgeben und angreifen und zwar in der Frühe des 19. Oktobers.

Ein dichter Nebel begünstigte Gordons leise Bewegungen. Mit ihrem mörkertschützenden „Hell“ stürzten sich plötzlich Carlys Truppen über die Schanzen auf die Nichtabnehmenden. Ueberrast und verwirrt wichen die Bundesstruppen zurück. In wenigen Minuten fielen den Konföderirten alle Lagergeräthschaften, 24 Kanonen, 34 Ambulanz und viele Armeewagen in die Hände. Die vom Feinde eroberte Artillerie wurde noch auf die Fliehenden gerichtet. Nur die Reiterer Wrights auf der rechten Flanke zeigte tapferen Widerstand, vermochte aber weder den Siegeslaut des Feindes zu hemmen, noch die Fliehenden aufzuhalten.

So standen die Dinge, als Sheridan plötzlich, hand- und schweißbedekt, auf schäumendem Rosse unter seinen Truppen erschien. Er hatte auf seiner Rückreise von Washington am Morgen des 19. Oktober die 20 Meilen vom Schlachtfelde gelegene Stadt Winchester verlassen, als er Kononendonner vernahm. Bald trat er auf die ersten Flüchtlinge. Sofort ließ er die noch vorhandenen Trainwagen halten, ebenso gelang es ihm bald, eine Brigade seiner Truppen zu sammeln und sie über die Umgegend zu defiliren, um so die fliehenden Ritzzügler aufzuhalten. Dann stürzte er mit etwa 20 Stabsoffizieren vorwärts zur Front. Seine Gegenwart elektrisirte die Truppen. Ein tausendstimmiges Hurrah begrüßte den wilden Reiter überall. Unausprechlich ritt er auf seinem schäumbedeckten Renner von Regiment

zu Regiment, seinen Hut schwingend und fortwährend kommandierend: „Face the other way, boys! Face the other way!“ und Hunderte kamen zur Besinnung und folgten ihrem weiterstürmenden Hefsberrn.

Schnell machte nun Sheridan einige Veränderungen in der Front und befahl dann ein allgemeines Vorrücken. Die Panik im Heere war verschwunden. Sheridan selbst sprengt an der Spitze einer Brigade auf Carlys Truppen ein, andere folgten, und der eben noch fliegtrunkene Gegner weicht aus allen Stellungen zurück. Wohl versucht der tapfere Gordon die Zurückweichenden aufzuhalten und vorwärts zu führen, jedoch vergeblich. Unausprechlich flieht die noch zurück vorher siegreiche Armee. Viele wurden gefangen, Tausende schlugen sich bis zum Gebirge durch, Early selbst entgeht mit knapper Noth der Gefangennahme.

Alle von Early am Morgen eroberten Kanonen und Trainwagen wurden ihm wieder abgejagt, dazu noch 24 Geschütze und alle Armeetransportmittel.

Die Bundesarmee hatte einen Verlust von 5665 Mann in der Schlacht zu beklagen, der Sonderbund 3000 bis 4000. Das Shenandoah-Thal aber war fortan in den Konföderirten gesäubert. Sheridan, der anher General der Freiwilligen gewesen, wurde zum Generalmajor der regulären Bundesarmee befördert.

## Eine diplomatische Lehre Vincolns.

Trotz seiner großen Einfachheit war Vincolin vermag seiner Klugheit, Vorsicht, Menschenkenntniß und Selbstbeherrschung ein geborener Diplomat. Der derzeitige Staatssekretär, Colonel John Day, welcher seine diplomatische Laufbahn als Privatsekretär Vincolns begann, empfing von ihm eines Tages einen ganz dramatischen Unterricht in der Selbstbeherrschung, dieser unentbehrlichen Eigenschaft des Diplomaten. Ein hervorragender Politiker hatte sich belaidigend gegen den Präsidenten und auch gegen den Privatsekretär benommen. Day fühlte sich dadurch empört. Und kurz hernach lagte er zum Präsidenten, er wolle es dem Manne in einem Briefe ganz gehörig geben. Vincolin sagte darauf: „Das ist recht! Schreiben Sie ihm und sagen Sie ihm gehörig Ihre Meinung!“ Day begab sich auf sein Zimmer und schrieb den Brief. Dann kam er mit dem Schreiben zu Vincolin und las es dicke vor. Von Zeit zu Zeit unterbrach ihn Vincolin mit Ausrufen wie: „Gut!“ „Der Dieb sikt!“ und so weiter. Nach dem Vorlesen meinte Day: „Morgen früh kriegt er den Brief; ich bin hegerig, was er antworten wird.“ Doch Vincolin sprach: „Aber Sie werden den Brief doch nicht absenden? Ich ließ Sie denselben schreiben, weil Einem so was bei Beschuldigung und Verleumdung des Jernes hilft. Aber denken Sie ja nicht daran, den Brief auf die Post zu geben; er würde den Mann nur wüthend machen, und das würde Ihnen und der Regierung nicht nützen.“ Der Brief wurde nicht abgeschickt, und jener Mann entschuldigte sich kurz darauf von selbst bei Vincolin und Day.

Nahzu 100 Narben hat einem gewissen G. W. Chase, der in einer Batterie von Maine diente, der Krieg eingebracht. In der Schlacht von Gettysburg allein wurde er 48 Mal verwundet.

## Auf Regenbogenjagung.

Es war an einem heißen Junitage. Dunstige, erdrückende Schwüle lagerte über der Erde. Die Sonne erschien wie mit einem feinen Schleier überhangen, durch welchen sie ihre sengenden, fast rötlichen Strahlen mit unbarmherziger Gluth auf die dürftigen Fluren herabsandte. Hohe Staumassen wirkelten auf der Landstraße, die von Alexandria, Va., nach Accountant führt, empor; kein Blätchen regte sich an den Bäumen, die stumm und schweigend, wie trauernd, dastanden.

Die Staubwolken rührten von einer Kompanie des 8. Illinois-Kavallerieregiments her, die zu einem längeren Regenbogenritt nach Dumfries, einem damals berühmten Schmuggler- und Buschklepperneße, aufgedrungen war.

Als nächstes Ziel galten die Ausläufer des „Bull Run“-Gebirges, dessen waldige Höhen und zerfissene Schluchten den ermüdeten Reitern wenigstens einige Erholung versprachen. Ein kleines Ereigniß mahnte die Schaar zur Vorsicht. Im Laufe des Nachmittags entdeckten sie in der dichtbelaubten Krone eines Kastanienbaumes einen unterlegten Burich, der dort offenbar auf Späherposten gesessen hatte und nun, trotz seiner Versicherung, daß er ein friedlicher Holzhaider sei, mit mußte. Ein Revolver, ein scharfes Dolchmesser, eine Kiste Greenbads und ein mit Hieroglyphen beschriebener Zettel, die man bei dem Mann vorgefunden hatte, schienen den Reitern mit Recht nicht so ganz zu einer harmlosen Beschäftigung zu dienen.

Die Schatten der Nacht senkten sich bereits, als die Schaar sich ihrem Ziele näherte. Nun ritt sie ein tiefes, maulerisch zerklüftetes Thal hinunter. Ein breiter, brauender Bergstrom durchschäumte seine Mitte; gewaltige, mit tiefen Rissen und klaffenden Spalten durchzogene Steinquadern und riesige, vollkommen glatte und aus einer Höhe von mindestens hundert Fuß sich schräg hinabstürzende Felsplatten bildeten seine Ränge und verschwand in den Fluß, dessen Boden gleichfalls mit wild durcheinander gewirbelten Steinmassen dicht besät war. Schwiegend schauten die schlanken Stämme des Waldes in das düstere Thal hinab; nahe über dem Rande eines sich in der Ferne aufstürmenden Berges hing die Sichel des neuen Mondes; am westlichen Horizonte erhob sich die schwarze Wand eines heraufziehenden Gewitters; die Schwüle des Tages hatte sich wenig gemindert. Eine beinahe unheimliche Ruhe lagerte über dem Thale, die fessam mit dem Brausen des Wassers in seiner Tiefe kontrastirte.

Das Durchkreuzen des Flusses ging leichter von Statten, als die Reiter erwartet hatten und nun wurde auf beschwerlichem Pfad die Höhe des jenseitigen Ufers, die ein bewaldetes Hochplateau bildete, erklimmen. Als die Reiter eben anlangten, hatte sich die Mondsichel bis dicht auf den Berggabel herniedergesen, so daß es ausah, als ob ein Opferfeuer auf dem stumpfen Altare, den wilde Naturgewalten vor Jahrtausenden errichtet haben mochten, erglühe. Leichtere Nebelwolken, die ihren Schwestern am westlichen Himmelsgewölbe vorauseilten und hinter der Kruppe aufstiegen, bildeten gleichsam den Rauch, der über dem Opferherde emporstieg und sich in der Ferne verflüchtigte.

Dann verstand der Mond hinter den heranziehenden schwarzen Gewitterwolken und es wurde plötzlich so finstler unter den Kronen der alten Waldriesen, daß man kaum noch im Stande war, die nächsten Gegenstände zu erkennen. Auf einer Höhe, die, so weit man beutheilen konnte, von einer nur wenig benutzten Abstrasse durchschnitten wurde, gebot der Kapitän Halt. Aber bevor sich die Schaar Ruhe gönnen durfte, ertheilte er seinen Leuten den Auftrag, die Straße auf eine gewisse Entfernung hin zu sondiren. Die eine Hälfte der Aufgabe fiel einem jungen Deutschen Namens Harter zu. Vorsichtig ritt er in der ihm angewiesenen Richtung.

Doch, lassen wir ihn mit seinen eigenen Worten seine Erlebnisse und Empfindungen schildern! „Mit Mühe nur,“ schreibt Harter, „konnte ich die Straße erkennen, die sich endlich ganz zu verlieren schien. Eine fast geisterhafte Stille herrschte in der Natur. Nichts regte sich. Kein Blätchen rasselte, keine Gule ließ sich hören; Alles war wie todt. Duster nur brüdete das Gewitter am westlichen Himmel; tiefer und tiefer senkten sich die Wolken; der Mond war nicht wieder zum Vorschein gekommen. Die Straße, wenn sie überhaupt noch existirte, schien mit dichtem Grafe oder Unkraut bewachsen zu sein. Hin und wieder klopfte ein Zweig gegen meine Stiefel oder streifte meine Hand. Noch behutsamer, als bisher, ritt ich weiter.

Plötzlich, wie von einer unsichtbaren Gewalt gepackt, zuckte mein Pferd zusammen und stog zur Seite. Was war das? Ich suchte das Dunkel mit meinen Wälden zu durchdringen; schwarz wie der Hölle Nachen lag es vor mir. Dann lautete ich—Alles war still, so still und schweigend, wie vorher; kein Zweiglein bewegte sich, kein Laut war zu hören nah und fern. Ein, weshalb schaute das Thier? Es spalte, wie es schien, immer in kurzer Entfernung von sich nach unten. Ach was, alter Burich; vorwärts, weiter!“ Ich trieb es von Neuem an. Vergeblich—wie von furchtbarem, unannbarem Entgegen gefoltert, richtete es sich fersengerade in

die Höhe, jamaude und roge... wie ich es noch nie gehört hatte, und warf sich abermals auf die Seite. Gerade hatte ich es wieder gewendet, als sich rechts von mir ganz leise kaum vernehmbar Dritte hören ließen. Behtsam schlich es näher. Zwei glühende Augen starrten mir entgegen. Es mußte irgend eine wilde Bestie sein, die hier in dieser Gegend ihr Verden trieb. Wiederrum schaute mein Pferd und schlug, wie zornig, mit dem rechten Vorderfüße auf die Erde. Die Bestie flog in großen Sägen davon. Aha! dachte ich, jetzt ist das Räthsel gelöst; das war der Spuk, vor welchem Du Dich geirrt hast. Aber darin hatte ich mich gründlich getäuscht. Das sonst so prächtige Thier wich nicht von der Stelle. Als ich ihm die Sporen einbrückte, richtete es sich wieder in die Höhe, gab einen Ton von sich, als ob ihm die Kehle zugedrückt würde und zitterte dann so heftig, daß ihm alle Glieder bebten. Jetzt wurde es auch mir unheimlich. Ich konnte das Geheimniß nicht durchdringen. Noch eine kurze Zeit lautete ich, dann verließ ich die gelpenfliche Erde und wandte mich zurück. Mein Pferd besetzte nicht übel Lust, sich fort in Galopp zu setzen, was ich bei der zu großen Dunkelheit jedoch nicht gelassen konnte. Lieb aber war es mir, daß es in schnellen, kräftigen Schritten vorwärts drängte, denn ich hatte ein Gefühl, als ob sich in jedem Augenblick etwas Graufiges, Schreckliches hinter mir ereignen müßte. Doch wie vorher, so auch jetzt, wurde die Stille durch nichts unterbrochen.

Als ich wieder bei der Truppe anlangte, bemerkte der Kapitän: „Nun, Sie scheinen Ihre Sache gründlich gemacht zu haben. Nichts gehört, gesehen?“—„Alles ruhig,“ antwortete ich. Ueber mein Abenteuer zu sprechen, versuchte ich keine Lust.

Wir zogen nun etwas abseits von der Hauptstraße in den Wald, um Lager zu machen. Die Pferde, die wir schon unten am Flusse getränkt hatten, erliefen ihre Futterrationen, doch die Wohlthat, ihnen die Sättel abzunehmen, wurde nicht als rathsam erachtet. Wir befanden uns auf gefährlichem Terrain, wenigstens vermutheten wir es. Aus diesem Grunde wurden auch keine Feuer zum Kaffeegoden angezündet, so daß wir uns mit dem lauwarmen Wasser, das sich in unseren Kaminen befand, einigen Zwiebaden und etwas rohem Salzpfad begnügen mußten.

Mitternacht mochte vorüber sein, als plötzlich das Gewitter heraufkam. Wilde Donnerstöße erfüllten die Luft, flammende Blitze zuckten hernieder. Ich hatte meine Wadsbede über den Kopf gezogen und mich auf einen Baumstamm gelegt. Sochte rauchte der Regen herab. Mein Gaul jermalmte behaglich sein Rutter, mir aber ging wieder unser Abenteuer durch den Kopf und ich nahm mir vor, wenn irgend möglich, demselben am Morgen auf den Grund zu gehen.

Der Regen hielt nicht lange an. Ich tappte nach einer günstigen Bodenstelle umher, zog, nachdem ich eine solche gefunden, die Wadsbede wieder über den Kopf zurück, befreite sie auf dem Rasen aus und legte mich zum Schlafen nieder. Bald war der Spuk verschwunden. Mein ermüdetes Körper machte keine Rechte geltend: ruhig und traumlos schlummerte ich in der Morgen hinein.

Als ich erwachte, stieg soeben die Königin des Tages, die leuchtende Sonne, am östlichen Horizonte empor. Kein Wölkchen zeigte sich am Himmel; erfrischende Mühle durchzog den Wald, mein Renner scharte mit den Hufen und wickerte mir einen Morgenruh entgegen. Ueberall bligte es im Grafe, nach überallhin drang der Glanz des gegenpendenden Tagesgeheimnis.

Nicht weit von mir richtete sich ein anderer Schläfer aus dem Grafe empor. „Louis,“ sagte ich zu ihm, „ich möchte gerne ein wenig rekonvalesziren, willst Du mich begleiten?“—„Ja, warum nicht?“ entgegnete er und redte die Arme auseinander. „Nun, so mache Dich bereit!“

Nachdem ich die Erlaubniß des Kapitans zu unserem Vorhaben eingeholt und Louis noch seinen Karabiner unterstüht hatte, ritten wir davon. Unterwegs erachtete ich ihm mein Erlebnis, das ihn höchlich interessirte und ganz eifrig machte. Doch: Wie ganz anders sah jetzt die Gegend aus, als in der vornächtlichen Finsterniß! Es schien gar nicht möglich zu sein, daß es etwas Räthselhaftes in ihr geben, etwas Unheimliches in ihr verborgen sein könnte, so lichtvoll lag sie vor uns da, so heiter schaute sie uns an. So unschuldig lachte sie uns entgegen.